

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1901

267 (21.11.1901) 2. Blatt

Erscheint täglich mit Ausnahme
Sonn- und Feiertags und kostet
in Karlsruhe in's Haus gebracht
vierteljährlich 2 M. 60 Pfg.
(monatlich 55 Pfg., wenn in
der Expedition oder in den Agen-
turen abgeholt), durch die Post
bezogen vierteljährlich 3 M.
25 Pfg., mit Bestellgeld 3 M. 65 Pfg.
Bestellungen werden jederzeit
entgegengenommen.

Badischer Beobachter.

Anzeigen: Die sechspaltige Zeit-
zeile oder deren Raum 20 Pfg.,
Reklamen 50 Pfg. Bei öfterer
Wiederholung entsprechender Rabatt.
Inserate nehmen außer der Expi-
dition alle Annoncen-Bureau an.

Samstags-Beilage:
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt
„Stern und Blumen“.

Telephon-Anschluß-Nr. 535.

Redaktion und Expedition:
Kaiserstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

Nr. 267. 2. Blatt.

Donnerstag, den 21. November

1901.

* Eine schwere Gefahr für die badische Landwirtschaft.

In seiner Nummer vom 31. Oktober gibt der „Freiburger Bot“ mit Recht der Verblüffung Ausdruck, welche die Nachricht hervorgerufen hat, daß Baden an Bayern trotz der gegenwärtigen bedenklichen Finanzlage zum Zweck der Regulierung des Oberrheins ein Geschenk von einigen hunderttausend Mark machen will. Neben der finanziellen hat aber die Sache eine noch unangenehmere Seite.

Ein eigenhümlicher Zufall hat es gefügt, daß am selben Tage, an welchem die auf der landwirtschaftlichen Genußausstellung in Jahr gehaltene Rede des Herrn Ministerpräsidenten über die Bedeutung der einheimischen Landwirtschaft bekannt wurde, die andere, weniger beachtete Mitteilung in die Öffentlichkeit drang, welche für dieselbe Landwirtschaft nichts weniger als rosigere Perspektiven eröffnet. Darnach soll ein Staatsvertrag abgeschlossen worden sein, welcher die Umwandlung des Rheins zwischen Mannheim und Straßburg in eine Großschiffahrtsstraße mit einem Aufwand von 13 Millionen vorsieht, von denen nur 5 1/2 Millionen aus Baden treffen sollen. Was die Regierung bei der gegenwärtigen Finanzlage in Reich und Staat, welche an allen Ecken und Enden zum Sparen zwingt, dazu bewegt, ein derartiges Millionenprojekt gerade jetzt vor den Landtag zu bringen, ist an sich schon nicht recht verständlich. Man sollte glauben, daß, nachdem diese Frage schon Jahrzehnte lang spult, ein gelegentlicher Zeitpunkt zu ihrer Erledigung hätte abgewartet werden können. Ihn sonderbarer ist es freilich, daß eine Regierung, welche ihre Wertigkeit für die Landwirtschaft durch den Mund ihres obersten Beamten verkünden läßt, eine solche Vorlage überhaupt einbringen will. Was bedeutet denn die Vorlage anders, als daß das Einfuhrverbot für ausländisches Getreide, wie man den Rhein treffend bezeichnet hat, noch weiter aufgehoben werden und der badischen Landwirtschaft damit das Leben noch härter gemacht werden soll als bisher? Nach unserer Meinung hat der badische Landwirt schon unter dem jetzigen Zustand schwer genug zu leiden, daß demnächst in Mannheim fortwährend kolossale Mengen fremden Getreides lagern und dauernd auf den Preis der einheimischen Bodenerzeugnisse drücken. Wenn aber unsere Landwirtschaft mit knapper Not gegen das Getreide antämpfen kann, das doch noch die Bahnstraße von der Nordgrenze des Landes an zu tragen hat, ehe es in's Oberland gelangt, wie soll es da erst werden, wenn alles fremde Getreide statt bis Mannheim bis Straßburg und später vielleicht noch weiter den Rhein heraufschwimmt. Bei dem großen Unterschied zwischen Bahn- und Wasserfracht fällt dann die letzte Belastung des ausländischen Getreides weg, und der badische Getreidebau ist der fremden übermäßigen Konkurrenz schutzlos preisgegeben. Wie die Groß-Regierung ihre Hand zur Herbeiführung eines solchen Zustandes bieten kann, ist uns völlig unverständlich. Gerade jetzt schickt man sich ja endlich an, den unerträglichen Druck, welcher seit fast einem Jahrzehnt auf der deutschen Landwirtschaft lastet,

etwas zu mildern und sie durch schlichtere Erhöhung der Getreidezölle wenigstens notdürftig vor fremder Ausbeutung zu schützen. Wir in Baden werden aber davon herzlich wenig zu spüren bekommen. Denn wenn die Schutzwehr auch höher gemacht wird, wird dafür bei uns das Einfuhrverbot für das ausländische Getreide um so weiter geöffnet und die geringfügige Erhöhung des Zollbetrags durch die Frachtersparnis auf dem billigen Wasserweg wieder wett gemacht.

Die Kanalschwärmer werden nun freilich auf die für den Reiter Hafen veranschlagten Summen hinweisen und behaupten, der badische Staat müsse schon deshalb sagen, weil er einmal „ja“ gesagt hat. Wer etwas Leeres behauptet, macht sich aber einer geblühten Unterschätzung der Werte schuldig, welche die Landwirtschaft produziert und deren Schädigung unendlich viel mehr bedeutet, als alle Hafengebühren. Ist doch der Wert einer einzigen Tonne im Großherzogtum zu — sage und schreibe — zweihundertundfünfzig Millionen zu veranschlagen. Wird daher der Preis der einheimischen Bodenprodukte auch nur um 10 pCt. durch die einfließenden fremden Erzeugnisse gedrückt, so geht in einem einzigen Jahr mehr Geld verloren, als vielleicht in allen badischen Rheinhäfen miteinander fließt. Jedenfalls aber spielen die angewandten Gelder für den Reiter Hafenbau für die Dauer gar keine Rolle im Vergleich zu der Schädigung der Wohlthat der badischen Landwirtschaft, welche im Gefolge der Oberrhein-Regulierung mit Sicherheit zu erwarten ist. Ist der Reiter Hafenbau notwendig geworden, damit nicht alle Güter nach Straßburg gehen, so ist darum doch die Oberrhein-Regulierung in keiner Weise nötig, denn was Straßburg ohne diese nicht bekommt, braucht auch Reil nicht unbedingt zu machen.

Wenn andererseits auf den dann ermöglichten billigen Kohlenbezug und das Erstarren der Industrie hingewiesen wird, so ist dem entgegenzuhalten, daß nach Ansicht von Kennern der Hauptgewinn den Gläsern zuzufallen, da das Ober-Gebirge durch Schiffahrtskanäle an den Rhein angeschlossen ist und so die Kohlen künftig ganz auf dem Wasserwege beziehen kann, während das in Oberbaden betanlich nicht der Fall ist. Aber selbst wenn trotz der verstärkten Konkurrenz der effizienten Industrie unsere oberbadische plötzlich aufblühen sollte — auf wessen Kosten wird das geschehen? Selbstverständlich wiederum auf Kosten der Landwirtschaft, deren Arbeiter massenhaft in die neu entstehenden Fabriken und Industrieteile strömen werden. Zur Verbilligung der Getreidepreise würde sich dann — vorausgesetzt, daß die Landwirtschaft überhaupt in der Lage wäre, ihre Lente zu halten — eine Erhöhung der Produktionskosten stellen, die Schädigung der Landwirtschaft wird also eine doppelte sein. Diese Nachteile gegenüber können alle fälschlich Neben von der Interessengemeinschaft von Landwirtschaft und Industrie, von vermehrter Absatzmöglichkeit für unsere heimischen Exportwaren dieser nicht handhaben. Was nützt uns die vermehrte Absatzmöglichkeit, wenn uns die Arbeitskräfte weggenommen werden und wir zu Preisen verkaufen müssen, bei denen wir nicht bestehen können? Die preussische Landwirtschaft haben trotz aller Lieferungsverträge und, bei aller Ehrfurcht vor dem

Kaiser, selbst gegen dessen ausgesprochenen Willen im Bewußtsein ihrer gerechten Sache die Kanalvorlage abgelehnt, uns in Baden wird man nicht zumuthen können, den Getreidespekulanten und Industriellen zuliebe, zu Todtengräbern unserer Landwirtschaft, d. h. der eigentlichen Volkstrast zu werden. Die Oberrhein-Regulierung muß verhindert werden, damit nicht das, was uns mit der einen Hand, in Gestalt eines besseren Zollschutzes gegeben werden soll, mit der anderen Hand nebst einigem dazu, uns wieder genommen wird.

Baden.

* Karlsruhe, 20. November. Die „Straßb. Post“ nimmt Anlaß, an die Umstände zu erinnern, unter denen 2 einzige deutsche Fahnen im großen Kriege in Frankreich verloren gegangen sind. Sie schreibt: Der „Führer“ kommt neuerdings auf die Angelegenheit zurück, und so erscheint es angebracht, darüber einiges zu sagen. Höheren Orts sollte man in Paris doch endlich diese über angebrachte Präherie unterfragen, denn jeder gebildete französische Offizier weiß ja doch, daß diese beiden Fahnen nur zufällig in französischen Besitz gekommen sind, und zwar nachdem die brennenden Hüter des Kleinod und die meisten anderen Waffengenossen schwerverletzt oder getödtet worden waren. Es ist dies einmal die Fahne des 2. Bataillons des Infanterieregiments Nr. 61, welche in den Kämpfen von Dijon bei einem Sturmangriff auf eine Fabrik verloren ging; das heißt, die dort auf französischer Seite kämpfenden Garibaldianer fanden nach beendeten Kämpfen, als kein lebender deutscher Soldat ringsum mehr zu sehen war, die von Blut vollgeogene Fahne unter einem Haufen deutscher Leichen, seit unklarheit von der erstarnten Hand des letzten Trägers.

Jeder französische Soldat wird ohne weiteres zugeben, daß diese Fahne nicht genommen („pris“), sondern gefunden („trouvée“) war; in idealem Sinne gehört die Fahne heute noch, nach 30 Jahren und in alle Ewigkeit den tapferen Soldaten, die haufenweise über ihr todt zusammenbrachen, sie mit ihren Weibern vor den Augen des Feindes bergend. Der Garibaldianerführer hat damals selbst nicht die Fahne als genommen, sondern als unter Leichen gefunden erwähnt. Mit der zweiten Fahne hat es eine ähnliche Bewandnis; es ist dies die Fahne des 2. Bataillons des Infanterieregiments Nr. 16, welche am 16. August 1870 irrtümlich vom 1. Bataillon gefolgt wurde. Am Tage nach der Schlacht wurde die Fahne vernichtet und in der Regimentsgeschichte der tapferen Schützen ist sehr genau festgehalten, wie das gekommen. Die Fahne war bei der 4. Kompanie, welche den Hauptmann, zwei Leutnants und 109 Unteroffiziere und Mannschaften im Kampfe verlor. Leutnant Schwarz hat in dem heißen Ningen gegen die erdrückende französische Übermacht die Fahne zuletzt gehalten; nach ihm der Unteroffizier Nage, und von da verriet sich die Spur. Bei dem Suchen auf dem siegreich behaupteten Schlachtfeld — „Ich sehe, wo ich stand“, rief General von Alvensleben dem um 4 Uhr auf dem Schlachtfeld ein-

treffenden Prinzen Friedrich Karl zu — fanden die preussischen Soldaten anderen Tages Stücke der Fahne: den unteren Teil der Fahnenstange, einige blutgetränkte Fäden des Fahnenstoffes und den Ueberzug der Fahne, dies alles unter preussischen Leichen. In dem furchtbaren Kampfgewühl mag eben der obere Teil der Fahnenstange mit den Bändern und einigen Tüchlehen abhanden gekommen und später von den Feinden gefunden worden sein. Die den preussischen Leichen verbliebenen Fahnenstücke sind jedenfalls so erheblich gewesen, daß sie mit Hilfe einer Manenlange aufgefunden und als Fahne des betreffenden Bataillons während des ganzen Jahres einsehlich der Occupation getragen werden konnten. Von einer Eroberung der Fahne kann jedenfalls keine Rede sein. Kaiser Wilhelm ließ sich die ehrenwürdige zusammengeflickte Fahne am 22. Mai 1872 in Berlin vorstellen und verfügte die Verleihung einer neuen Fahne an das Bataillon; die Reste der alten wurden bei der neuen Fahne verwendet, die Fahnenstücke als Rosette gefaltet und mit einem silbernen Nagel am Fahnenstod unter dem kaiserlichen Kreuze befestigt. Aus alledem geht hervor, daß die Franzosen 1870/71 anberthalb preussische Fahnen auf blutigen Schlachtfeldern gefunden haben, daß diese aber nicht als „eroberte feindliche Fahnen“ bezeichnet werden dürfen.

Gerade diese 2 verlorenen Fahnen verkünden also den Ruhm höchster Tapferkeit.

* Freiburg, 19. Nov. Die „Preisg. Ztg.“ wirft sich sehr in die Brust ob der Erklärung des Vorstandes des deutschen Kriegerverbandes und des preussischen Landes-Kriegerverbandes in Sachen der Protestantengebungen gegen den englischen Minister Chamberlain. Sie meint: „Da muß es nunmehr als eigenhändig berühren, daß „von oben“ eine Art Warnungssignal ausgesendet wurde.“ Nach Mitteilung der fraglichen Erklärung bemerkt das Blatt:

„Man kann diese Erklärung kaum anders bezeichnen, denn als ängstliche Vetterrede, die wohl mit Rücksicht auf die „höheren Orts“ nun einmal herrschenden, aber prinzipiell unpopulären Empfindungen gegenüber England abgefaßt worden ist. Geradezu naiv aber macht sich in der schwachmütigen Kundgebung der Hinweis auf die einzig besagte Verletzung der deutschen Abwehrkraft. Hat sich diese bis zur Stunde auch nur gemüht? Am 25. Oktober sind Worte gefallen, welche bei uns einen wahren Entzückungssturm hervorgerufen haben. Seitdem sind drei Wochen vergangen und keiner unserer Staatsmänner hat das Wort gefunden, welches geeignet war, einerseits den britischen Uebermut zurückzuweisen, andererseits von den deutschen Gemüthern einen Theil der schon lange angesammelten Verdrossenheit zu nehmen.“

Und gegen Schluß wird gesagt: „Man darf nicht leugnen wollen, daß die Reichsregierung sich in einer peinlichen Situation befindet. Auf der einen Seite das Drängen der Volksmeinung, mit der verlockenden Aussicht allerdings, daß bei einem Anschlag an diese endlich wieder einmal die so lange vermisste Gerechtigkeit zwischen deutscher Politik und deutsch-nationalen Empfinden zur Geltung käme. Auf der anderen Seite das Gebot der Vorsicht — jener diplomatischen Vorsicht, welche nötig ist, wenn man nicht unangenehme Zwischenfälle gewärtig sein will. Hier wäre uns wieder einmal ein Dilemma vorgesetzt, das es wie kein Zweites verstanden hat, dem Impuls der Volks-

S. Mariä Opferung.

Mariä Opferung (21. Nov.) ist das letzte Fest des Kirchenjahres. Der Bericht der Lieberlieferung, daß das heilige Kind Maria in zarterer Jugend von Joachim und Anna dem Herrn im Tempel zu Jerusalem geopfert wurde und sich selbst durch ein Gelübde dem Dienste Gottes weihte, liegt diesem Feste zu Grunde. Das Kirchenbuch an diesem heiligen Gedentage erzählt kurz den Bericht der Legende und nennt die vorzüglichsten Tugenden und Gnadenworte des heiligen Kindes Maria; es ist schlicht und andächtig im Ausdruck und hat folgenden Wortlaut:

Maria, jung und zart
Gesicht zum Tempel ward,
Von ihrer Eltern Hand,
Dem Herrn zum Unterwand.
Das Kind im Tempel blieb,
Dient Gott mit Lust und Lieb,
Weilt sich am heiligen Ort
Nach des Heiles Wort.
Nicht's war ihm zu gering,
Zu emsig alle Dinge,
Doch nur an Gott allein,
Demüthig, still und rein.
So wuchs sie alle Zeit
An Guad und Heiligkeit,
Bereit ihr Herz ein Thron,
Bereit für Gottes Sohn.

Passend und sinnig ward die Opferung Mariä öfter in Klosterkirchen abgebildet, denn sie ist ja das Vorbild des gottgeweihten Lebens. Eingedenk der Mahnung des Herrn: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, kommt ihr in das Himmelreich nicht eingehen“, stellt die christliche Kunst in ihren Bildern, stellt die Kirche in ihrem letzten Feste den Gläubigen das Beispiel des heiligen Kindes Maria vor Augen. Schon der hl. Hieronymus erwähnt die uralte Lieberlieferung, daß das heilige Kind Maria in Folge eines Gelübdes seiner Eltern und auf eigenes Verlangen in den Tempel gebracht worden ist und dort vor dem Herrn gedient hat. Die heilige Jungfrau verbleibt daselbst unter den dem Tempeldienste obliegenden Frauen bis zu ihrer Vermählung.

Der Gedentag Mariä Opferung ist der heiligen Kindheit der selbigen Gottesmutter geweiht, stellt die unschuldige Jugend des heiligen Kindes Maria vor Augen und mahnt zugleich die christlichen Eltern, ihre Kinder durch Gebet und Unterricht zu Gott zu führen.
„Die Kirche hat“, so heißt es in der Schrift „Die Heiligen als Kirchenpatrone“ (Paderborn, Bonifatius-Druckerei 92), „der heiligen Kindheit Mariä und dem schlichten und frommen Berichte der Lieberlieferung einen

eigenen Gedentag geweiht, weil derselbe reich ist an Erbauung und heilsamer Lehre. Schon in seinem Namen enthält das Fest Mariä Opferung eine erste und feierliche Mahnung. Wie die Kindheit und das ganze Leben der Mutter des Herrn, so soll und muß auch das Leben eines jeden Christen ein Leben des Opfers sein; denn in seinem Streben wird er nur das wahre Leben besitzen, was er in seinem Leben Gott geopfert hat. Es gibt kein heiligeres Wort als das Wort „Opfer“; es bezeichnet den heiligen und erhabenen christlichen Gottesdienst. Der Heiland opferte sich am heiligen Kreuze für das Heil der Welt. Die Heiligen Gottes haben nichts Höheres genannt als das Leben des Opfers; sie haben sich mit Allem, was sie hatten, und was sie waren, Gott geweiht, Gott zum Opfer gebracht; sie waren eingedenk der Mahnung des Heilandes: „Darum bilde ich Euch Brüder, um der Erbarmungen Gottes willen, daß ihr Euer Leben als ein lebendiges, heiliges, gottgefälliges Opfer darbringt.“ (Röm. 12, 1.)

Schon ist die Bitte vieler gläubigen Genossenschaften, das Fest Mariä Opferung durch die Erneuerung der Gelübde auszuzeichnen und bedeutsam zu machen. Hieronymus, Anselmus und andere Kirchenlehrer gebeten mit Andacht und Furcht der heiligen Kindheit der allerheiligsten Gottesmutter und zeigen, wie dieselbe für die Christenheit eine Schule der Tugenden und besonders ein Vorbild der Demuth und des heiligen Stillschweigens, der Sanftmuth und der Abtödtung ist. Das große Beispiel der heiligen Gottesmutter soll uns lehren, daß unser Sinn stets zum Himmel gerichtet sei, und daß wir nichts mit Nachlässigkeit verrichten, was das Heil der Seele betrifft.

Das christliche Volk lebt diesen Muttergottesfest und ist ihm schlicht zugehen; es nennt denselben in seinen Sprüchen. Wegen ihres Dienstes im Tempel wurde die heilige Jungfrau von den Wachsziehern und Teppichmachern als Patronin verehrt, und sie waren deshalb dem Gedentage Mariä Opferung befreundet. Es wird Mariä Opferung von der christlichen Andacht den sogenannten fünf Freunden der heiligen Anna zugehört. Als solche werden angegeben: die Auferweckung der heiligen Anna zur Mutter Mariä; die Verkündigung des Engels; Mariä Geburt; Mariä Opferung; der Himmelfahrt der heiligen Mutter Anna. Hieraus bezügliche Bilder findet man oft. Schön sind die Darstellungen in der Mariäbild-Kirche der hl. Gener Vorstadt zu Albrecht Dürer gibt auf seinem Bilde „Die Aufopferung Mariä im Tempel“ der selbigen Jungfrau das Glühorn als Abzeichen, das uralte Sinnbild der Jungfräulichkeit und Unschuld. Das schöne Bild Philipp Weits, welches welches die fromme mütterliche Erziehung vorstellt, „St. Anna, das heilige Kind Maria unterrichtend und zum

Himmel weisend“ ist durch den Düsseldorf'schen Verein zur Verbreitung religiöser Bilder in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Mein Stern.

Roman von Melanie Steiner.

(Fortsetzung.)
Einer sah in ihrer Ede wie mit Blut überzogen. Ihre Pulse flogen, ihre Augen glühten, ihr ganzer Körper bebte in grenzenloser Aufregung. Ihre Junge stieb am Gummie, sie vermochte kaum sich zu rühren.

Der Vortrag war zu Ende und der Saal leerte sich. Auch Götter verließ ihren Platz und folgte mechanisch den Anderen. Unten im hellereuchten Flur erblickte sie Gottfried, kaum drei Schritte neben sich; aber er sah sie so wenig wie vorher im Saale. Einmal schaute er vor sich hin. Ihm zur Seite schritt ein hochgewachsener Mann mit feinen, aristokratischen Zügen, der lebhaft auf ihn einprach.

Sie traten zusammen auf die Straße; es war kalt und regnerisch. Die Herren, in schwingende dichte Mäntel gehüllt, schienen den Einfluß der Witterung nicht zu spüren. Götter aber, welche ihnen auf dem Fuße folgte, in ihrem blassen Kleide und leichtem Umhang schauerte zusammen in der eiligen Luft.

Kein Sternlein schimmerte am Himmel, die sonst so hell erscheinenden Gaslaternen flackerten trübe in der feuchten, nadeligen Atmosphäre.

Götter konnte jedes Wort verstehen, welches der fremde Herr sprach. Er war ein vornehmer, reicher Adliger aus dem Norden, der nur auf der Durchreise hier weilte. Morgen früh schon wollte er in sein Vaterland zurückkehren. Gottfried's Vortrag, dem er beigezogen, hatte ihn mit Begeisterung für den jungen Mann erfüllt, er hatte sich näher über seine Verhältnisse erkundigt und doch ihm nun an, mit ihm zu gehen als Erzähler seiner beiden bewundernswürdigen Knaben.

„Ihr Knaben sind sehr ehrenvoll für mich, Herr Graf“, vernahm Götter dann Gottfried erwidern, „doch offen gestanden, entspricht es nicht meinen Wünschen.“

„Ich verstehe, mein lieber Doktor, sieh jener ein,“ indem die Zeiten ihm augenblicklich nicht günstig für Sie. Verfügen Sie es einmal bei uns. Gefällt es Ihnen, haben Sie sich erst mit Rand und Kanten vertraut gemacht, so gelingt es mir vielleicht, Ihnen auch eine andere, Ihren Wünschen und Kenntnissen entsprechende Stellung zu verschaffen. Ich besitze weitreichende Verbindungen, und mein Wort ist nicht ohne Einfluß.“

„Ich bin Ihnen für Ihr Wohlwollen sehr verbunden“, antwortete Gottfried. „Es kommt indeß dies Alles so unerwartet, daß ich mich so schnell nicht zu entscheiden vermag.“

„Auch das begreife ich vollkommen und gebe Ihnen gerne Frist bis morgen früh“, versetzte der Fremde. „In sekundärer Hinsicht —“

„Bitte, Herr Graf, ich bin überzeugt, daß darüber keine Differenzen zwischen uns entstehen werden.“

„Ihr Vertrauen ehrt mich, indeß ist es immerhin besser, sich auch hierin klar zu stellen. Ich liebe Sie ein, für den Rest des Abends mein Gast zu sein. Wir besprechen dann alles Nötige in voller Begeisterung. Da sind wir schon an meinem Hotel, bitte, mir zu folgen.“

„Auch ich bin hier abgestiegen“, entgegnete Gottfried, während beide in den hellereuchten Flur eintraten.

Götter bemerkte noch, wie der Fremde dem herbeilehenden Kellner einige Befehle erteilte und darauf mit Gottfried die Treppe hinaufstieg. Eine halbe Minute später waren beide ihren Augen entchwunden.

„Guten Augenblick drängte es sie, ihnen zu folgen und Gottfried um ein kurzes Gebot bitten zu lassen. Dann aber gedachte sie ihres ärmlichen Kleides, ihrer dürftigen Verhältnisse und fürchtete, daß er sich ihrer schämen möchte. Ein heißer Schmerz durchzuckte ihre Seele.“

„Nein, nein, sie wollte ihm keine Schande bereiten. Sie trat auf die Straße zurück, in den Schatten der gegenüberliegenden Häuserreihe. Lange noch blieb sie dort stehen und starrte hinauf zu der in vollem Lichtglanz strahlenden Fensterflucht.“

Armes Kind! Gottfried sah mit dem Grafen Elton beim Mahle, und obgleich er ihrer dachte, hatte er doch keine Ahnung, daß die ihm so nahe sei.

Von Frost durchschüttelt, machte sie sich endlich auf den Heimweg. Erschöpft stieg sie die feilen Treppen zu ihrer Wohnung hinauf. Kein wärmendes Feuer brannte im Ofen, kein Licht stand auf dem Tisch, kein theilnehmender Mensch bewillkommnete sie. Es war schauerlich kalt und dunkel in dem engen, kleinen, nur mit dem Notdürftigsten versehenen Raum. Götter hatte fester Mittag nichts gegessen, doch sie fühlte weder Hunger noch Durst; nur müde, unbegreiflich müde war sie. Da bei freistellte sie mehr denn sonst. Rasch entledigte sie sich ihrer Kleider und suchte ihr Lager auf. Dennoch konnte sie nicht schlafen. Verworrene Bilder durchzogen ihren Sinn und hielten sie wach bis nach Mitternacht. Dann erst verfiel sie in Schlaf.

Am anderen Morgen erwachte sie in heftigem Delirium. Der durch die Wirtin herbeigerufene Arzt erklärte sie von einem Nervenleiden befallen und verordnete ihre Lieberführung in's Krankenhaus. Eine schnell herbeigerufene Droste nahm die Kranke auf. Als die Fieber sich eben in Bewegung setzten, fuhr eine elegante Kutsche vorüber, in der Gottfried und Graf Elton sich zur Bahn begaben. Gottfried hatte das überaus vortheilhafte Engagement nach Schweden angenommen. (F. f.)

